

Das Chanson ist für Frankreich so bedeutend wie Mode und Parfum. In Deutschland lebt es leider als Mauerblümchen.

## „Ich bin ein Unkraut, brave Leute!“

Frankreich schätzt das Chanson nicht nur als Kulturgut, sondern auch als Wirtschaftsfaktor ersten Ranges. 400 000 Franzosen leben als Komponisten, Texter, Interpreten, Verleger und Unternehmer vom Chanson; sie setzen im Jahr mehr als 100 Milliarden Francs um. Damit rangiert das französische Nationalprodukt Chanson fast in der Höhe von Haute Couture und Parfum. Die Hollerith-Maschinen der Pariser Copyright-Gesellschaft SACEM bewegen jährlich etwa 20 Millionen Karteikarten, um die Wirkung des französischen Chansons in aller Welt zu erfassen und zu kontrollieren. George Auric, der Präsident des Verwaltungscomités der SACEM, konnte die Bedeutung des Chansons in seinen eigenen Bankauszügen feststellen: er verdiente mit seinem berühmten „Moulin Rouge“-Lied mehr als 100 Millionen Francs; das ist mehr als das Inkasso für alle seine übrigen Werke, die er in drei Jahrzehnten komponiert hat. Das Chanson ist Frankreichs älteste, dauerhafteste und gesündeste Blume.



*Edith Piaf, Heroine des französischen Chansons, immer noch von ihren Landsleuten heiß geliebt und verehrt, hat als Straßensängerin ihre Karriere begonnen. Sie steht heute auf einsamer Höhe.*

In Deutschland lebt das Chanson nur als Mauerblümchen. Es vegetiert als Nachtschattengewächs dahin. Als armes Unkraut, von Schlagerblüten überwuchert, von schillernden Schulzen bedrängt.

Ein Blick in die deutschen Schallplattenkataloge beweist das: das Chanson steht zum Schlager etwa 1 : 500. Das ist zwar sehr schade, aber es liegt wohl in der Natur der Sache:

Das Chanson ist Individualität. Der Schlager ist Masse.

Das Chanson mag nicht im Sprechchor brüllen und liebt nicht den Trampelschritt der Millionen. Der Schlager hingegen braucht gerade dieses Medium der Massen.

Das Chanson bietet Bekenntnisse an. Der Schlager liefert vorfabrizierte Illusionen.

Das Chanson braucht Menschen. Der Schlager braucht Leute.

An der literarischen Substanz des Chansons gemessen ist der Schlager ein kalt berechnetes Rührstück, eine g'schaftehuberische Nachahmung dessen, was der „Volksmund“ früher alleine schuf, ohne dafür gleich einen Schlagerfürsten im Cadillac zu bemühen. Oft entstammt der Schlager nicht einer schöpferischen Phantasie, sondern einem stupidem Automatismus. Er wurzelt nicht im Humus der Tradition, er blüht wurzellos an der Oberfläche. Aber immerhin: er gedeiht prächtig.

Das Chanson gedeiht nicht so gut. Bei weitem nicht! Jedenfalls nicht in Deutschland. Niet- und nagelfeste Schlagerproduktionen haben hierorts das Chanson fast restlos überrollt. Und wenn wir die Produzenten nach dem Grund des so reichlich schiefen Verhältnisses fragen, schieben sie meist dem Publikum den Schwarzen Peter zu. Sie sagen: „Chansons kommen heutzutage nicht mehr an!“

Und was das betrifft: sie haben leider recht!

Die Namen der Chanson-Interpreten von heute kann man an den Fingern abzählen: Lotte Lenya, Greta Keller, Eva Busch, Hildegard Knef, Cissy Kraner, Hannelore Schroth und die drei Wolfgangs vom Stamme Müller, Neuß und Gruner. Aus und vorbei.

Indessen: das Chanson trägt sein Schicksal mit Fassung. Es hatte schon immer einen gewissen Tick, und der heißt (modern benamst): Nonkonformismus!

Das Chanson trägt keine Uniform. Es stolziert in maßgeschneiderten Lumpen, barfuß in den Lackschuhen. Und weil es weder so vornehm wie das Kunstlied noch so wohlhabend wie der Schlager ist, macht es aus der Not eine Tugend und bildet sich auf seine bunten Lumpen sogar noch etwas ein. Gut so!



Reisende in Weill-Chansons, Lotte Lenya. „Du wolltest nicht Liebe, Johnny, du wolltest Geld. Ich aber sah, Johnny, nur auf deinen Mund. Du verlangtest alles, Johnny, ich gab dir mehr, Johnny. Nimm doch die Pfeife aus dem Maul, du Hund!“ (Surabaya-Johny) (Philips)



Blondine aus Berlin, Hilde Knef: „Sie herzte sanft ihr Spielzeug, bevor sie es zerbrach. Sie hatte eine Sehnsucht, und wußte nicht wonach. Weil sie einsam war und so blond ihr Haar, und ihr Mund so rot wie Wein...“ (Alraune) (Polydor und Philips)

Frankreichs Chansonnier Nr. 1: George Brassens. „Ich bin ein Unkraut, brave Leute, ich fiel nicht auf dem Felde der Ehre. Das stört euch, wie? — daß ich noch ein bißchen lebe! Es stört euch, was? — daß man mich ein bißchen liebt! (auf Philips)

Links: Juliette Greco, die Muse des Existenzialismus, in den Kellerlokalen des linken Seineufers groß geworden, heute ein Weltstar aus Frankreich auf dem Gebiete des Chansons und auch neuerdings des Films.

Ausnahme der Regel: die Lumpen-Chansons des Bertolt Brecht. Sie wurden fast allesamt internationale Bestseller! André Gide soll dazu gesagt haben: „Brecht trug eine Lumpenmütze; die war von einem so raffiniert proletarischen Schnitt, daß er für ihre Anfertigung einen Pariser Schneider benötigte.“ Ja, seine von Gay, Pepusch und Villon entlehnten Haifisch-Zähne sind heute Haute Couture geworden. Lotte Lenya verkauft sie großartig per Atlantic-Clipper. Und warum auch nicht?

Ansonsten lieben wir das Chanson gerade wegen seiner Armut, wegen seiner oppositionellen Minderheit, ja, wegen seiner noch immer nicht salonfähigen Manieren. Es kann sich einfach nicht daran gewöhnen, „Gnädige Frau“ zu sagen. Es zwinkert nur mit den Augen und flüstert „Frou-Frou“, und es klingt wie das Rüschenrascheln sämtlicher Unterröcke des Zweiten Kaiserreiches. Es hat die grantige Ehrlichkeit eines guten Freundes, der mit einem Fraktur reden darf. Und deshalb ist es trotz seiner Frechheit liebenswert geblieben.

Seit Jahrhunderten lebt es gefährlich. In fröhlicher Libertät sprang es von Mund zu Mund, von Generation zu Generation. Es sang mit Villon sogar unterm Galgen. Es rief den Bourbonen das „Ça ira“ ins Ohr. Es hockte mit Aristide Bruant zusammen im rauchgeschwängerten „Chat noir“, wo Debussy mit der Gabel dirigierte. Es nahm Kaiser Wilhelms „Herrlichen Zeiten“ die Schnurbartbinde ab. Während Liliencron dichtete: „Die Feder am Sturmhut in Spiel und Gefahren, halli und hallo!“, sang es mit Wedekind: „Ich habe meine Tante geschlachtet, meine Tante war alt und schwach.“ Und während Rilke reimte „Mir zur Feier“, plärte es mit der Waldoff: „Wer schmeißt denn da mit Lehm?“

Es nistete auf der ständig heißgelaufenen Schreibmaschine des Kurt Tucholski, und es war zur Stelle, als Sartre dreitausend Millimeter unter der Erde den Existenzialismus in die Kellerlokale trug. Und als die neue deutsche Bundeswehr kam, sang es im Jahrmarkts-Jargon: „Mal schießen, der Herr?!“

Zäh wie Unkraut lebt es weiter: als bittere Pille gegen Polit-Katarrh, als „Epäter des bourgeois!“, als Gärdenpredigt oder Moralpauke, als Wunderwässcherchen gegen Wunder — auch gegen Wirtschaftswunder.

Das Chanson kann flüstern und girren, plärren und brüllen. Für viele hat es eine laute Stimme. So laut allerdings, daß unsere Schallplattenproduzenten aufwachen und mal ganz bewußt hinhören — so laut ist das Chanson bis jetzt noch nicht geworden. Wie man es auch dreht und wendet — zur 45er oder gar 33er Umdrehung hat es bisher nur selten gereicht.

Das Chanson ist über tausend Jahre alt. Soll es weitere tausend Jahre warten, bis man es endlich in Kunststoff ritzt? Walter Haas

